

Schriftenreihe der
Österreichischen Gesellschaft für Philosophie
Band 4

**PHILOSOPHIE
WISSENSCHAFT – WIRTSCHAFT**

MITTEINANDER DENKEN – VONEINANDER LERNEN

Akten des VI. Kongresses der
Österreichischen Gesellschaft für Philosophie
Linz, 1. – 4. Juni 2000

herausgegeben von

Rainer Born
und
Otto Neumaier

öbv & hpt

hand“ nach Adam Smith zur treibenden Komponente wird. Das einzig zielführende geistige Prinzip als Drehscheibe des wirtschaftlichen Handelns ist aber nach Vogelsang nicht die Maximierung des *je eigenen Gewinns*, sondern der *gegenseitige Dienst* der Menschen aneinander. Auch die Gewinnorientierung bedeutet ja Zwang, nämlich gegen die in der Konkurrenz Unterlegenen und die besitzlosen Lohnabhängigen.

Determinismus oder Freiheit

Karl Marx hielt den geistigen Überbau für ein Produkt der ökonomischen Verhältnisse. Max Weber hingegen zeigte auf, dass sich gewisse teilsigiose Besonderheiten durch spezifische Ausformung der Wirtschaft auswirken. Marx hielt also den Kapitalismus – ebenso wie die Sozialrevolution – bloß für *naturschichtliche* Vorgänge, auf welche der reale Mensch also theoretisch keinen Einfluss besitzt. Vogelsang bezieht aber die Ethik in der Analyse der Gesellschaft sinnvoller ein, indem er die Menschen *zum Nachdenken* darüber anregen möchte, welche *Ziele* sie eigentlich anstreben, um in ihnen so den gläubigen Mut entstehen zu lassen, dass sie diesen Zielen näherkommen, wenn sie diese *bewusst* anstreben, wie ja auch Hegel sagt: “Erst im Denken bin ich bei mir”⁹ – also frei!

Hier sollte in Kürze gezeigt werden, dass Vogelsangs Denkanstoß eine nicht unbedeutende Dimension im Bereich der Wirtschaftsethik anspricht, die noch lange nicht an Aktualität eingebüßt hat: Die Wirtschaft ist für die Menschen da und besteht nicht primär in der Einhaltung der sich laufend ändernden Gesetze, die ja keine Naturgesetze sind. Heute wird ein wachsendes Bedürfnis an einer ethischen Wirtschaft sichtbar. Vogelsang bringt dabei keine gewöhnliche Ethik ins Gespräch, sondern er regt zugleich auch zu einer Reform der Ethik als solcher an, womit gewissenmaßen an die klassische Position des Sokrates erinnert wird, inwiefern die Heilung durch Einsicht das Ziel und zugleich der Weg der ethischen Veränderung ist. Sowohl Menschen als auch Völker können gemessen, wenn sich – ausgehend von Einzelpersonen – eine neue ethische Haltung durchsetzt. Der Initiator einer Sozialreform war sich dessen bewusst, dass solche Prozesse äußerst lang dauern und dass immer wieder Rückschläge eintreten, doch er vertraute auf die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit eines sukzessiven Aufschwungs im Laufe der Menschheitsgeschichte.

9. G. W. F. Hegel: *Rechtsphilosophie*, § 4 Z., Suhrkamp Werkausgabe, S. 47.

Drei wirtschaftliche Funktionen der Philosophie als Wissenschaft

Endger Jansen (Münster)

Die öffentliche Popularität, der sich die Philosophie zur Zeit erfreut, schützt die universitäre Philosophie keineswegs vor dem Rotstift der Finanzminister. Die Kürzungen im Bereich der Geisteswissenschaften – und damit auch die Kürzungen im Bereich der Philosophie – haben in der Regel einen finanzpolitischen Anlass und eine wirtschaftspolitische Motivation. Einen finanzpolitischen Anlass haben sie, weil in Zeiten knapper Finanzen gespart werden muss. Eine wirtschaftspolitische Motivation haben sie, weil sie offensichtlich von der Meinung getragen sind, bei der Philosophie könne ohne volkswirtschaftlichen Schaden gespart werden. Diese Motivation wird besonders deutlich, wenn in enger zeitlicher oder fiskalischer Verbindung mit Einsparungen im geisteswissenschaftlichen Bereich anderen, sogenannten “praxisorientierten” oder “zukunftsorientierten” Fächern mehr Mittel zur Verfügung gestellt werden. Dass diese Investitionen sinnvoll sein können, will ich hier nicht bestreiten. Ich will aber dafür argumentieren, dass Kürzungen im geisteswissenschaftlichen Bereich generell volkswirtschaftlich unschädlich sind. Meine These ist: Die als Wissenschaft betriebene Philosophie hat einen volkswirtschaftlichen Nutzen, auf den eine moderne technische Gesellschaft nicht verzichten kann.

1. Philosophie als Innovationspotential

Es ist ein anerkannter Argumentationstopos, dass die Ergebnisse eines Wissenschaftsbereiches nicht direkt technisch-wirtschaftlich verwertbar sein müssen, um volkswirtschaftlich relevant zu sein. Beispiele solcher scheinbar unnötiger Wissenschaftsbereiche sind etwa die mathematische und physikalische Grundlagenforschung. Im Bereich der Teilchenforschung werden immer größere Beschleuniger gebaut, mit denen Teilchen mit immer höherer Energie aufeinander geschossen werden, um tiefer in die Geheimnisse der Materie einzudringen. Das Argument für die finanzielle Förderung solcher Forschung ist: Die Grundlagenforschung mag keinen direkten volkswirtschaftlichen Nutzen haben, aber irgendwann werden die Ingenieurwissenschaften von ihnen profitieren und eine praktische Anwendung finden.

Einen solchen indirekten Nutzen hat die Philosophie ebenfalls. Analog zur Grundlagenforschung der Naturwissenschaft hat auch die Philosophie ein Innovationspotential, das man nicht unterschätzen sollte. Freilich wird es zumeist sehr langfristig verwirklicht. Aber immerhin sind die empirischen Naturwissenschaften selbst, zusammen mit Psychologie, Soziologie und Ökonomie Resultate des Innovationspotentials der Philosophie. Diese Innovationen waren derart erfolgreich, dass sie sich zu eigenen Wissenschaftsdisziplinen ausdifferenziert haben. Es gibt keinen Grund anzunehmen, dass dieser Prozess des Hervorbringens neuer Wissenschaftsdisziplinen aus der Philosophie endgültig abgeschlossen ist. Die moderne Philosophie lebt keineswegs nur von einer zweifelhaften "Inkompetenzkompetenz", wie Marquard (1974) dies diagnostizierte. Zum Beispiel ist die theoretische Philosophie eine wichtige Beteiligterin zu den interdisziplinären Unternehmen der Kognitionswissenschaften und der Bewusstseinsforschung. Und wenn man so will, verdankt sich auch der Computer der Spielerei eines Philosophen mit dem Binärsystem. Denn Leibniz brauchte die Binärzahlen, um herauszufinden, was die Welt im Innersten zusammenhält. Zwei Prinzipien, so meinte er, seien dafür mindestens nötig, zwei Prinzipien wären aber auch schon ausreichend. Denn bereits aus zwei Elementen kann man durch unterschiedliche Kombinationen unendlich viele Dinge bilden. Denn, und jetzt kommt das Binärsystem ins Spiel, die Eins und die Null reichen ja auch aus, um die unendlich vielen natürlichen Zahlen notieren zu können. Und nach dieser Analogie könnte sich auch alles zusammensetzen aus dem einen Gott und dem Nichts: "Cuncta ex Ente puro et nihilo prodeant" (Leibniz, *De Organo sive Arte Magna cogitandi, Akademie-Ausgabe VI/4A*, 157–160, 158; vgl. dazu Gürwitsch (1974), 53ff. Den Hinweis auf diesen Text verdanke ich Karin Hartbecke).

Auch die Philosophie hat also ihre Teilplanen, ihren "spin off". Natürlich, Leibniz hat nicht philosophiert, um das Grundprinzip der digitalen Datenspeicherung zu entdecken. Da verhält sich die Philosophie ganz analog zur benannten Raumfahrt: Man hat ja auch nicht nicht Astronauten zum Mond geschickt, um beschichtete Braupfannen zu erhalten. Nichtsdestotrotz wurde im Rahmen des Raumfahrtprogrammes auch die Technik entwickelt, mit der man Schnitzel braten konnte, ohne dass sie anbrennen. Wieder verhält sich die Philosophie ganz analog: Während Leibniz seinen metaphysischen Spekulationen nachging, hat er das Prinzip der binären Codierung zufällig entdeckt, das dreihundert Jahre später die Technik und unsere Lebenswelt drastisch verändert hat.

2. Philosophie als Bildungsmöglichkeitsbedingung

Noch wichtiger als das Innovationspotential der Philosophie ist vielleicht eine zweite Art des indirekten Nutzens, bei dem sich der indirekte Nutzen nicht in einer ungewissen Zukunft, sondern bereits in der Gegenwart oder der nahen Zukunft ergibt.

Eine moderne technische Gesellschaft benötigt hochqualifizierte Arbeitskräfte. Deren Qualifikation besteht aber in vielen Fällen nicht mehr darin, dass sie ein bestimmtes Handwerk oder eine bestimmte Wissenschaft oder Technik erlernt haben, sondern vor allem darin, dass sie sich wandelnden komplexen Situationen anpassen, neue Informationen, Argumente oder Theorien schnell und sicher bewerten können. Diese Sekundärfähigkeiten werden unter anderem durch das wissenschaftliche Arbeiten während des Studiums erworben, durch "learning by doing". Dies gilt für alle Wissenschaften. Und doch kommt der Philosophie eine besondere Bedeutung zu. Denn um festzustellen, ob ein Argument ein gutes Argument und eine Theorie eine gute Theorie ist, braucht man Kriterien und Maßstäbe. Die Philosophie ist nun diejenige Wissenschaft, die nicht nur Theorien überprüft, sondern auch die Maßstäbe für die Bewertung von Theorien reflektiert. Entfällt diese Meta-Reflexion, so drohen Diskussionen schnell dogmatisch zu werden und verlieren ihr innovative Kraft; wissenschaftliche und technische Entwicklungen werden gehenmt oder lahngelagt.

Ein Gedankenexperiment mag dies veranschaulichen: Was passiert, wenn ein differenziertes Forschungsergebnis zum Handbuchwissen wird? Es verliert an Komplexität. Was passiert, wenn bei der Verfassung der nächsten Handbuchgeneration einfach aus dem vorhergehenden Handbuch abgeschrieben wird? Ich wage die Prognose: Die Komplexität des ursprünglich erarbeiteten Sachverhaltes wird immer mehr reduziert bis schließlich ein knapper einprägsamer Slogan übrig ist, der so einfach ist, dass er nur noch falsch sein kann.

Das Gedankenexperiment zeigt, dass nicht nur für die Gewinnung neuen Wissens, sondern auch für die Tradierung von Wissen eine gewisse intellektuelle Anstrengung nötig ist. Abschreiben oder Auswendiglernen reicht nicht aus. Wünschenswert ist natürlich, dass das Wissen noch vermehrt wird, dass das Forschungsergebnis noch an Substanz gewinnt, indem es modifiziert, präzisiert und kritisiert wird. Nun müssen aber auch die Maßstäbe solcher Kritik erarbeitet, weiterentwickelt und tradiert werden. Dies aber ist Aufgabe der Philosophie. (Insbesondere gilt dies natürlich für die allen Wissenschaften gemeinsamen Bewertungsmaßstäbe, also die "Gemeinplätze". Aber auch

die den Einzeldisziplinen jeweils eigenen Maßstäbe können Gegenstand entsprechender wissenschaftstheoretischer Reflexion werden.) Ohne eine aktive Philosophie werden die Bewertungsmaßstäbe selber zum Handbuchwissen, verlieren an Komplexität und Brauchbarkeit. Eine solche Verkümmierung ihrer Bewertungsmaßstäbe kann aber nicht ohne Folgen für die Einzelwissenschaften bleiben.

Keineswegs müssen alle Naturwissenschaftler ein Philosophiestudium abschließen, um arbeitsfähig zu sein: Das wird bereits durch den Augenschein widerlegt. Aber es ist heute wichtiger denn je, die genannten Sekundärfähigkeiten breiten Kreisen der Bevölkerung zu vermitteln und das ihnen zugrunde liegende Wissen weiterzuentwickeln. Philosophen kommt dann eine Multiplikatoren-Funktion zweiter oder höherer Ordnung zu. Sie bilden (unter anderem und mit anderen) diejenigen aus, die ihrerseits diejenigen ausbilden, die Ingenieur oder Manager oder Journalist werden: die Lehrer. Diese müssen als Multiplikatoren die Grundlage für die Ausbildung der Sekundärfähigkeiten schaffen, die dann im Studium weiter ausgebildet werden. Dies wäre ohne die in der Philosophie betriebene Meta-Reflexion nicht möglich. Philosophie als Wissenschaft ist daher eine wichtige Bildungsermöglichungsbedingung. Sie sorgt als Multiplikatorin zweiter (oder höherer) Ordnung mit dafür, dass die Sekundärfähigkeiten auf dem hohen Niveau ausgebildet werden können, das die Gesellschaft braucht.

3. Philosophie als Orientierungsdienstleister

Drittens darf man nicht vergessen, dass die Philosophie durchaus auch direkten Nutzen bringt. Die Komplexität unserer modernen Welt bringt viele Herausforderungen mit sich, in denen Philosophen als Experten konsultiert werden können. Der wissenschaftliche Fortschritt konfrontiert uns mit immer neuen technischen Möglichkeiten, von denen nicht klar ist, ob es gut ist, sie zu nutzen. Hier ist die normative Ethik gefordert, Kriterien und Bedingungen zu erwägen, in Tuchfühlung mit der Metaethik, die wiederum die Bewertungsmaßstäbe für diese Kriterien reflektiert. Der Philosophie wird als Orientierungsdienstleister ein immer wichtiger werdender Anteil an der Klärung des Selbstbildes von Individuum und Gesellschaft zukommen. Sie kann und will zwar keine "richtigen" Antworten geben, aber sie kann Zusammenhänge aufzeigen, Fragen klären, Argumente abwägen. Um das ganze Ausmaß dieser direkten Dienstleistungen der Philosophie zu bewerten, wird ihr Einfluss auf das Bruttosozialprodukt ein unzureichender Maßstab sein. Einen wesentlichen Einfluss können sie aber auf die Lebens-

qualität derjenigen Menschen haben, denen sie hilft, sich in ihrer jeweiligen Situation zu orientieren.

4. Geld ist nicht alles

Nun mag man ergänzen wollen: "Erstens hat die Philosophie doch auch unabhängig von ökonomischen Überlegungen einen ganz eigenen, intrinsischen Wert. Und, zweitens wird eine Gesellschaft, die nur aufgrund von ökonomischen Überlegungen handelt, ziemlich bald vor die Hunde gehen." Ich habe keine Probleme, diesen beiden Thesen zuzustimmen. Wer auch immer davon überzeugt ist, dass die Philosophie einen intrinsischen Wert hat, wird um so leichter davon zu überzeugen sein, dass man sie sich nicht "sparen" sollte. Denn es gibt schließlich auch Dinge, für die es sich lohnt, Geld auszugeben. Doch wenn man nur auf den intrinsischen Wert abhebt, besteht eben die Gefahr, dass bei Geldknappheit vorschnell der Rotstift gezückt wird, worauf Malter (1988, 32) zu Recht hinweist. Aus diesem Grund ging es hier nur um den ökonomischen Wert der Philosophie, was aber keineswegs ausschließt, dass sie auch andere, vielleicht noch wichtigere Werte realisiert.

Es gibt aber auch gute Gründe dafür, dass eine komplexe Gesellschaft aufgrund ökonomischer Überlegungen allein ihre Komplexität nicht aufrecht erhalten kann: Rechtsprechung, Moral, Wissenschaft und Kunst gehorchen anderen Regeln und sprechen eine andere Sprache als die Wirtschaft, und das ist gut so. In der Philosophie geht es, wie in allen Wissenschaften, nicht darum, Geld zu machen, sondern um die Suche nach der Wahrheit, so wie es in der Rechtsprechung um die Gerechtigkeit und in der Kunst um das Schöne geht. Obwohl diese sozialen Systeme andere Ziele als die Wirtschaft haben, haben sie trotzdem wirtschaftliche Auswirkungen: Kunst wird gehandelt, Richter und Anwälte müssen von ihrem Einkommen leben, das Machtmopol des Staates garantiert stabile Randbedingungen für eine wirtschaftliche Entwicklung. Ich habe zu zeigen versucht, dass auch die Philosophie positive Auswirkungen auf die Wirtschaft hat. Ich wollte nicht dafür plädieren, alle gesellschaftlichen Aktivitäten nur noch in ökonomischen Werten zu messen. Vielmehr wollte ich zeigen, dass selbst nach Maßgabe eines ökonomischen Maßstabes der Nutzen der Philosophie nicht zu unterschätzen ist.

5. Ausblick

Eine moderne technische Gesellschaft kann auf Philosophie nicht ohne volkswirtschaftlichen Schaden verzichten. Ich habe diese These begründet, indem

ich gezeigt habe, dass Philosophie ein Innovationspotential hat, dass Philosophie eine Bildungsermöglichungsbedingung ist und dass Philosophie ein Orientierungsdienstleister ist. (Die von Malter (1988, 32) aufgeführten vier "gesellschaftsnützlichen Momente" ergänzen meine wirtschaftlichen Punkte um wichtige soziokulturelle Leistungen der Philosophie. Sowohl die wirtschaftlichen als auch die soziokulturellen Leistungen sind gewichtige Argumente gegen die Skepsis von Lobkowitz (1974, 87) hinsichtlich des Nutzens der Philosophie.) Diese Überlegungen entspringen einer konkreten politischen Stimmungslage und sind durchaus zur Verwendung in ebendieser politischen Stimmungslage gedacht. Politiker, die über die Finanzierung des Hochschul- und Wissenschaftssystems zu entscheiden haben, sollten wissen, dass die Philosophie bei aller angebliehen Weltfremdheit wichtige volkswirtschaftliche Funktionen hat und dass sie keineswegs ein überflüssiger Luxus ist, auf den eine Gesellschaft ohne Schaden verzichten kann.

Literatur

- Urwitsch, A. (1974). *Leibniz: Philosophie des Pantologismus*. Berlin-New York: de Gruyter.
- Lobkowitz, N. (1974). Die Situation der Philosophie in den bestehenden Wissenschafts-Institutionen, in: Baumgartner, H.M./Höffe, O./Wild, C., Hg. (1974). *Philosophie – Gesellschaft – Planung. Kolloquium Hermann Krings zum 60. Geburtstag*. München: Bayerisches Staatsinstitut für Hochschulforschung und Hochschulplanung, 82–88.
- Malter, R. (1988). Vom natürlichen Weltbewußtsein zur philosophischen Reflexion, in: Krummacker, H.-H., Hg. (1988), *Geisteswissenschaften – wozu? Beispiele ihrer Gegenstände und ihrer Fragen. Eine Vortragsreihe der Johannes Gutenberg-Universität Mainz im Wintersemester 1987/88*. Stuttgart: Steiner, 21–34.
- O. Marquard (1974). Inkompetenzkompensationskompetenz? Über Kompetenz und Inkompetenz der Philosophie, in: ders. (1981), *Abschied vom Prinzipiellen*. Stuttgart: Reclam.

Adam Smith's ästhetische Theorie der moralischen Empfindungen

Peter Mahr (Wien)

Gegenstand der ästhetischen Theorie Theodor W. Adornos ist die ästhetische Erfahrung, sofern sie aufs Verstehen von Kunstwerken durch deren Objektivität gerichtet ist, genauer: die Erkenntnis des Ästhetischen in zugleich bewusster Wahrnehmung von Naturhaftem wie konzentriertem Bewusstsein der objektiven Prozesse des Kunstwerks fasst, wodurch eine "Glück ... über der Praxis" zum Vorschein kommt (Adorno 1973, 513f., 108f., 26).

Gegenstand der *Theorie der moralischen Empfindungen*¹ des schottischen Philosophen Adam Smith ist, auch ästhetisch-theoretisch, der Einfluss der Grundsätze der Nützlichkeit (im vierten Teil der Theorie) sowie der von Brauch und Mode auf die Gefühle sittlicher Billigung (im fünften von sieben Teilen). Kann ästhetische Wahrnehmung ein moralisches Gefühl stützen? Seine positive Antwort beginnt Smith im Blick auf Grenzbereiche oder auch verwandte Bereiche der Moralphilosophie, zunächst auf die "Schönheit, die der Nutzen den Produkten der Kunst verleiht."²

So besteht erstens der Mehrwert der Gebrauchsgegenstände im Vergnügen des Besitzers an ihrem momentanen Nutzen und noch mehr in der Wahrnehmung des Gegenstandes, die an den Nutzen erinnert und insofern Vergnügen bereitet.³ Stärker ist das bei jenen Zuschauern der Fall, die Smith zufolge wenn nicht von Neid, so von einer gewissen Sympathie mit

1. So der Titel der Erstübersetzung von Christian Rautenberg, Braunschweig 1770.
2. So die Überschrift des Kapitels (Smith 1985, 307–320). Smith's Apereus über externe und empirisch-werkorientierte Erfahrungsmaßstäbe (311f.) oder entwerfene und realisierte Bauwerke werden hier ebenso übergegangen wie die Ausführung über die Theatralität ethischer Gefühle; vgl. zu letzterer speziell Smith (1996), etwa 242. Ausgelammert bleiben auch 44–51 von Smith (1985) über die unsozialen Affekte und die daran anknüpfende Unterscheidung im Essay über die sogenannten *imitativen Künste* von 1777 zwischen den *original moods* der Instrumentalmusik und den (sozialen) sympathetischen Gefühlen der Vokalmusik, auf die unlängst Klose (1997) aufmerksam gemacht hat.
3. Ein derartiges An- und Zuschauen klingt auch noch im methodisch arrivierten *impartial spectator* wieder, der sich wesentlich der Tradition der Theorie ästhetisch diskursiven moralischen Wochenschrift von Addison/Steel/a. (*The Spectator*, London 1711–12, 1714) verdankt.